Aennchen's Geburtstag.

Eine Skizze aus der Kinderwelt.

Von Emmy Rossi.

Aennchen ist das jüngste von drei Geschwistern—Else ist acht, Gertrud sieben Jahre alt, dann kommt das vierjährige Aennchen—ein süßes, rosiges Pausbäckchen, dem die dicken gelbseidenen Locken tief in die Augen fallen. Eigentlich ist Aennchen erst drei Jahre und 364 Tage alt, denn es heißt heute den ganzen Tag:

„Was ist wohl morgen für ein Tag?"

„Deburtstag," sagt Aennchen.

„Und wie alt wird Aennchen?"

„Vier Jahre-Deburtstag!"

„Und was bekommt das Kind zum Geburtstag?"

Die großen blauen Augen füllen sich mit Licht, der süße rothe Mund nimmt einen Anlauf mit Zungenschlog, dann plappert er schnell:

„Tuchen, und Schönes, und Bilderbuch und Schönes, und Puppe und Schönes, und noch viel, viel, viel Schönes!"

Mama schließt ihr Goldherzchen fest in die Arme und bedeckt es mit Küssen, sie denkt, das Allerschönste ist doch ihr süßes Aennchen selbst — auch die älteren beiden Schwestern spielen immer wieder auf den Geburtstag mit seinen reichen Gaben an—sie haben ihre ganze Sparkasse zu diesem Zweck geleert, und selbst als der ernste Papa Abends das Goldköpfchen zur guten Nacht küßt, lächelt er, als Aennchen hochwichtig sagt: „Papa, morgen hat mir der Torch debingt!"

„Ja, morgen ist Aennchen's Geburtstag," bestätigte er mit allerzärtlichstem Kuß, während Aennchen mit einem „Au" den stechenden Schnurrbart Papa's bei Seite schiebt.

Am andern Morgen gackelt das Nesthühnchen schon früher als sonst — Else und Trude sind aber doch schon früher aufgewesen und haben mit Mama den Geburtstagstisch arrangirt. Ein großer Kuchen, auf dem vier rosarothe Lichter brennen, eine wunderniedliche Puppe, die ihre Augen schließen kann, sobald man sie auf den Rücken legt, ein bunter Ball, so groß wie Aennchen's Lockenköpfchen, Reif und Ringspiele, ein unzerreißbares Bilderbuch — so heißt es wenigstens auf dem Titel — Chokoladeplättchen und Pfeffernüsse, Erdbeeren und Stachelbeeren, Bonbons, so viele, um sich auf Wochen hinaus den Magen zu verderben — nein, damit ist der Reichthum der Gaben noch nicht erschöpft. Die gute Mama hat dem Kinde seine weiche Strümpfchen gestrickt, bunte Schürzchen gestickt, einen himmelblauen Unterrock gehäkelt — auch Jette, das Stubenmädchen, seit Baby's Geburt zum Titel „Bonne" avancirt, hat für ihr herziges Pflegekind eine schneeweiße Jacke angefertigt „in tunesischem Häkelstich" — wie Else altklug erklärt und Aennchen wiederholt mit ihrer schweren Zunge „Häkelfisch" — eine Neubildung der deutschen Sprache, die allgemeines Entzücken und unzählige Küsse hervorruft, bis Aennchen sich der Allgemeinknuscherei durch lautes Schreien entzieht.

Die älteren Schwestern müssen zur Schule—Jette hat in der Wirthschaft zu thun, ebenso die Mama, und der Papa geht aufs Comptoir. Klein-Aennchen bleibt allein bei ihrem Reichthum. Sie ist ein sehr artiges Kind, „sobald Alles nach ihrem Willen geschieht," und begnügt sich mit dem „viel, viel Schönem," was Mama ihr auf einen Stuhl gestellt hat, von allen Näschereien etwas — und das ganze Spielzeug. Auch die rothen Lichtchen durfte das Baby ausblasen — dann sagte Mama: „Nun spiele, bis ich wiederkomme, mein Goldkindchen—aber nimm nichts von den Sachen auf dem Tisch!"

Nein, Aennchen nimmt nichts von den Sachen auf dem Tisch, es steht ja genügend auf dem Stuhl. Sie fängt zuerst hastig an, ißt Chocolade, Kuchen, Obst, Bonbons durcheinander, dann springt sie Reifen, küßt ihre Puppe, trudelt den Ball auf dem Teppich — dann wird sie ein wenig müde, kaut mit langen Zähnen die Näschereien und setzt sich auf einen Schemel, das unzerreißbare Bilderbuch zu besehen, dabei fällt ihr ein, daß Else gesagt hat, dies schöne Buch könne man nicht entzwei reißen. Ihr kommen in ihrer Einsamkeit und Spielblasirtheit Zweifel an diesem Ausspruch, sie versucht es einer Ecke des Blattes, wo zwei Spatzen untergefaßt spazieren fliegen, einen Riß anzubringen—aber der Calicot ist zu stark für ihre kleinen Hände. Sie blättert weiter bis zur Mäusegesellschaft mit Eulenvisite, die blanken gelben Augen des Uhu geben ihr einen neuen Gedanken. Sie macht das Fingerchen naß und versucht, die Farbe abzureiben — auch das gelingt nicht — das Chromgelb scheint waschecht zu sein. Resignirt besieht sie nun Blatt für Blatt, es sind fast Alles Thierstücke, die sie theils langweilen, theils erschrecken—nein, da spielt sie doch lieber mit ihrer Puppe!

Jette steckt den Kopf durch die Thür und sieht sie ruhig spielen, der Bericht darüber an Madame fällt wie eine Lobpreisung aus. Aber Jette hat gerade die ruhigen Zwischenakts-Momente erhascht — jetzt kommt nach dem lustigen ersten Akt der tragische zweite. Obst, Kuchen, Bonbons, Chokolade fangen an, den kleinen Magen zu belästigen, doch nur ein wenig, nur soviel, daß das Bedauern über die Unzerreißbarkeit des Bilderbuches zum Aerger wird. Sie versucht es noch einmal — wieder vergebens. Dann nimmt sie eine Stecknadel, die sie auf dem Teppich entdeckt, und bohrt sie in die Augen der Eule. Das gibt zwar nur ein kleines Loch, doch für den Anfang einen Erfolg, und er erweitert ihren Gedankengang. — Irgendwo wird doch eine Scheere zu finden sein?!

Sie läuft zu Elses Tischchen, zieht die Schublade auf, reißt die wieder Wolle und Stramin aus dem Körbchen — richtig, da liegt die kleine, feine Scheere, mit der man die Wollfäden abknipft. Es ist zwar verboten, Messer oder Scheere anzufassen — aber was soll sie sonst thun, da die Fingerchen versagen? Und richtig, sie hat's getroffen! — — Wie der Schnitter mit der Sense in's volle Aehrenfeld fährt, so Goldköpfchen in die Blätter des Unzerreißbaren. Es ist geschehen, sie hat geliegt! — Die Scheere bleibt bei den Schnitzeln auf dem Teppich liegen — —Das Magenweh wird stärker, Aennchen schreit laut auf; erschreckt stürzt die Mama hinzu, sieht die Scheere, ihr schreiendes Kind und befürchtet Schreckliches. Doch da weder Wunden noch Blut entdeckt werden, beruhigt Mama sich und bestellt bei Jette heißen Kamillenthee.

„Aber darfst du denn mit einer Scheere spielen? — und das schöne Bilderbuch hast du zerschnitten?"

„Ja, Mama, ich tonte es nicht anders taput triegen", sagt Baby resignirt und doch stolz-selbstbewußt.

Diese Logik läßt Mama verstummen—sie hat sogar etwas Bewunderung für das charaktervolle Kind. — — Der Kamillenthee thut seine Wirkung — die Schmerzen fliehen — Aennchen schläft ein — — erst gegen Abend erwachte sie, ist furchtbar vergnügt, aber essen mag sie nicht — auch an den folgenden Tagen steht sie auf Halbdiät, und die Näschereien gehen auf das stärkere Schwesternpaar über; Aennchen will nicht Obst, nicht „Tuchen", nicht „Totolade" — — es vergehen Wochen, bis sie wieder ein Stückchen Sonntagskuchen ißt.

Während dieser Zeit naht der Geburtstag Else's. Es wird zwar nicht soviel davon geredet, wie von Baby's Geburtstag, aber doch so viel, daß dieses ein lebhaftes Interesse dafür an den Tag legt. „Else viel viel Schönes, Aennchen viel viel Schönes" lautet ihre geheimnißvolle, nur durch Combinationen zu enträthselnde Bemerkung. Jeder dachte sich die Uebersetzung so: „Else wird viel Schönes bekommen, weil Aennchen auch viel Schönes bekommen" — es war eine falsche Interpretirung, die wirkliche lautete anders und leitete sich mit einem wahren Jammergeheul ein — als Baby den hübschen Tisch Else's mit den reichen Gaben sah.

„Aennchen auch haben," schluchzt sie, auf die Geschenke deutend, „Aennchen auch Deburtstag, Bilderbuch, Puppe, Lichter auspüsten, Tuchen, Tuchen haben!" Und sie windet sich in Jette's Armen wie eine kleine Paradiesschlange.

„Aber heute hat ja Else Geburtstag", erklärt Mama ihr würdevoll; sie kommt nicht weit damit, Goldköpfchen stellt Alles auf den Kopf, sie habe Deburtstag, sie wolle auch Etwas geschenkt haben. Und obgleich Else sich heimlich eine Thräne abwischt, daß sie gerade ihr goldseidenes Käppchen und das schöne Bilderbuch hergeben muß, zwei Dinge, auf die das Kind sich kapricirt, so ist sie doch so brav und gutherzig, Beides als Opfer darzubringen.

„Aber das Buch mußt du sehr in Acht nehmen", sagt Mama, „sonst zerreißt es, und das wäre schade um das schöne Buch."

Man muß ihr die Herbstkappe über die gleichfarbenen Locken ziehen, dann sitzt sie vergnügt mit dem Bilderbuch auf dem Schooß, und blättert pietätvoll zwischen Text und Bildern, bis sie die Lichter ausblasen darf.

— — — — — — — — — — — —

Drei Monate später ist Gertrud's Geburtstag. Diesmal versteht man schon ihr „Trudchen viel Schönes — Aennchen viel Schönes" — Mama zieht ihr verständiges Töchterchen bei Seite: „Gib ihr etwas ab, ich kaufe es dir wieder!"

Und auch diesmal setzt der süße Eigensinn den Doppelgeburtstag fort, ja selbst als Mama, Papa und Tante Luise, die in den Ferien bei ihrem Bruder zu Besuch ist, Geburtstag haben, setzt Baby ihren Willen, auch Geschenke zu erhalten, durch.

Tante Luise ist Lehrerin und betrachtet jede Erscheinung von der pädagogischen Seite.

„Meine Lieben", sagte sie salbungsvoll, „heute lacht Ihr noch darüber — wie aber, wenn diese Laune sich zu Neid ausbildet, wenn kommende Jahre Euch Reue bringen, daß Ihr nicht im Keim diese Untugend ersticktet?"

„Neidisch? Mein liebes Goldherz, das ebenso gern gibt als nimmt? Nein, niemals! Sie ist eben noch zu unverständig, und mit den Jahren klärt sich dieser dunkle Punkt von selbst auf. Einstweilen mag es auf sich beruhen. Außerdem sind jetzt ein halbes Jahr lang keine Geburtstage in der Familie, — vielleicht ist sie bis dahin schon so verständig, sich belehren zu lassen!"

Damit war die Sache von pädagogischer Seite abgethan. Aber nicht von Baby's Seite — denn sie kam am nächsten Tag, das ganze rosige Gesichtchen voll Licht und Grübchen, zu der guten Tante und sagte ihr geheimnißvoll ins Ohr: „Du, Tante Luise — morgen Jette Deburtstag — und Aennchen viel, viel Schönes!"

Und um Aennchen nicht zu enttäuschen — wurde Jette's Geburtstag, zum ersten Mal seit zehn Jahren, mit Kuchen und sogar einer — Puppe gefeiert.

Aennchen fand die Auswahl zwar etwas karg aber schließlich nahm sie doch die Puppe. —

Morgen wird sie fünf Jahre alt — vielleicht wächst ihr über's Jahr die Weisheit, so daß sie erkennt, man feiert nur den einen Tag im Jahr, „wo uns der Torch debingt".

Gedankensplitter.

Wer nur einmal geliebt hat, soll nicht mitreden; er ist ein Mann, der nur eine einzige Cigarre geraucht hat, und die erste bekommt dem zarten Alter meist übel.

* * *

Wer sich schminkt, darf sein Brot nicht im Schweiße seines Angesichts essen.

* * *

Die Seele kann den Körper verschönern, aber nicht der Körper die Seele.

Mensch und Thier.

Ob Mensch, ob Thier genialer ist?
Der Mensch ist's wahrlich ganz allein:
Es kann der Esel nie ein Mensch,
Der Mensch sehr oft ein Esel sein.

— Alles Mögliche. — Sie kommen wohl mit Ihrer Schwiegermutter gut aus, Herr Assessor?—Gewiß, ich habe ja die liebenswürdigste alte Dame zur Schwiegermutter, die man sich denken kann, die entschuldigt sich sogar alle paar Wochen 'mal bei mir, weil sie so lange lebt!

Prophetische Träume.

Skizze von Alex. de Nève.

„Träume sind Schäume" heißt es ganz richtig, und wenn sie hin und wieder einmal in Erfüllung gehen, so ist dies ein Spiel des Zufalls. Die Träume sind innig mit dem Körper verwoben, und von der mehr oder minder normalen Körperkonstitution hängt das Erscheinen des Traumbildes und auch die Art desselben ab.

Lebhafte Träume sind gewöhnlich das Anzeichen eines erregten Nervensystems, sanfte zeigen einen leichten Gehirnreiz an und oftmals bei Nervenfieber das Nahen einer günstigen Krisis, schreckhafte Träume sind das Zeichen von Blutandrang nach dem Kopfe.

Wie oben bereits gesagt, ist das Eintreffen der Träume nur eine Zufälligkeit, doch soll hier durch Beispiele gezeigt werden, daß sie auch zu Prophezeiungen wurden und in Erfüllung gingen.

König Heinrich IV. von Frankreich (1589 bis 1610) träumte in der Nacht vor seiner Ermordung durch Ravaillac, daß dicht über seinem Haupte ein Regenbogen stände, was in der Auslegung den Tod bedeutet. Es war der Vorbote seines gewaltsamen Todes. Von dem bekannten Wittenberger Professor Nyssenus wird erzählt, er habe sich auf einem Schiffe im Traume befunden, welches Fahrzeug mit Mann und Maus unterging. Nyssenus lachte über den kuriosen Traum. Am Abend desselben Tages wollte er über die Elbe fahren. Dabei stieß der Kahn an einen Pfahl, schlug um, und Nyssenus ertrank.

Septimius Severus, römischer Kaiser von 193 bis 211, träumte, daß Kaiser Pertinax (193) an einem Sturze vom Pferde sterbe, während er selbst den kaiserlichen Renner bestieg. Dies traf zu: an Stelle des Pertinax wurde Septimius Severus zum Kaiser erwählt.

In der Nacht vor der Ermordung Julius Cäsars (am 15. März 44 vor Christi Geburt) träumte seine Gattin Calpurnia, daß ihr Gemahl, von Wunden bedeckt, in ihren Armen sterbe. Durch diesen Traum erschreckt, bat sie ihn am Morgen, nicht in den Senat zu gehen. Cäsar verschmähte es, sich nach dem Traume eines Weibes zu richten, und begab sich in die Senatssitzung, wo mörderische Hände ihn mit 23 Dolchstichen an der Statue des Pompejus nieder streckten.

Der karthagische Heerführer Hamilcar glaubte im Traume während der Belagerung von Syrakus (280 vor Christi Geburt) eine Stimme zu hören, die ihm zurief: „Morgen wirst Du in Syrakus speisen!" In seiner Freude, als ob ihm der Himmel den Sieg verheißen hätte, ließ er die Truppen zum Sturm vorgehen; aber die Syrakuser machten einen heftigen Ausfall, bemächtigten sich des karthagischen Lagers und nahmen Hamilcar gefangen. Weniger durch den Traum, als durch seine zu hoch gespannte Hoffnung getäuscht, speiste er allerdings in Syrakus, aber als Gefangener.

Als Cicero im Jahre 58 vor Christi Geburt durch die Kabalen seiner Feinde aus Rom verbannt wurde, hielt er sich in einem Landhause auf. Hier träumte er, daß er in einer Wüste umherirre und dem Marius, umgeben mit allem Pomp der Consulwürde, begegnete. Dieser fragte ihn, weshalb er so verstörten Gesichts planlos dahin wandere, worauf Cicero ihm sein Mißgeschick mittheilte. Da ergriff Marius seine Hand und ließ ihn durch den ersten Lictor mit der Versicherung einem prunkvollen Gebäude zuführen, daß dort ein besseres Geschick seiner harre. Die Folgezeit bestätigte dies, denn es war der durch Marius errichtete Tempel des Jupiter, in welchem im Jahre 57 der Senat den Beschluß faßte, den berühmten Redner wieder nach Rom zurückzuberufen.

Als Vespasian sich mit Kaiser Nero (54 bis 68) in der prachtvollen Landschaft Achaia befand, sah er im Traume einen unbekannten Mann, der ihm sagte: sein Glück würde beginnen, sobald man dem Nero einen Zahn ausrisse. Der Erste, welchem Vespasian am nächsten Morgen begegnete, war ein Arzt, der eben den Kaiser von einem Zahn befreit hatte. Bald darauf starb Nero und kurze Zeit nachher auch sein Nachfolger Galba (69), und Vespasian benutzte die von Otho und Vitellius erregten Unruhen und wurde selbst römischer Kaiser (69—79).

Als die Pest in der Armee Karls V. (1520 — 1566) wüthete, kündete ein Traum dem Kaiser, daß das beste Mittel gegen diese Krankheit die Abkochung einer Art Zwergdistel sei, die in den Gebirgen wächst und seitdem karolische Distel benannt wurde. Das Mittel bewährte sich vortrefflich.

Als der japanische Missionär Spinola auf Befehl der Landesregierung verhaftet werden sollte, träumte ihm gegen Mitternacht, daß Räuber gewaltsam bei ihm eindrangen. Es war dies die Ankündigung dessen gewesen, was eine halbe Stunde nachher wirklich geschah.

Der deutsche Kaiser Joseph II. (1765 bis 1790) träumte einst als kleiner Knabe, daß er sich zu Roß umhertummle. Die Geschichte erweist die Leidenschaft dieses Kaisers an Reisen, welche der Traum vorher ankündigte.

Traumdeuter bezeichnen das Erblicken einer rothen Sonne als ein unglückliches Vorzeichen.

Marie Antoinette, Königin von Frankreich, sah in ihrem Gefängnisse im Traume zu früher Morgenstunde des unheilvollen 21. Januar 1793, dem Tage der Hinrichtung Ludwigs XVI., eine rothe Sonne, die sich auf eine Sonne niedersenkte, welche gleich darauf zusammenstürzte.

Forbes Winslow führt mehrere Fälle an, in welchen Träume prophetisch das Eintreffen derselben verkündeten, so erzählt er z. B., Arnold de Villeneuve träumte in einer Nacht, daß eine schwarze Katze ihn in den Arm bisse; am nächsten Tage trat an derselben Stelle ein Karbunkel auf.

Ein Patient Galens träumte, daß eines seiner Beine in Stein verwandelt sei, und einige Tage später wurde dasselbe Bein bis zur Unbrauchbarkeit gelähmt.

Ein junger Schriftsteller in ärmlichen Verhältnissen, Huysen in Dortrecht, hatte sein Vermögen vergeudet und wußte kaum noch, wovon er seinen Lebensunterhalt bestreiten solle, da ihm auch seine literarischen Arbeiten fast nichts einbrachten. In dieser trübseligen Zeit träumte er etwas ganz Sonderbares, nämlich: er promenirte in der Umgegend seiner Vaterstadt und sah sich von einem Manne angeredet, der ihm sagte, er kenne seine elende Lage; wenn er einem Rathe folgen wolle, so würde er sich von allen Verlegenheiten befreien; er solle nach Kempen gehen, dort werde sich alles Weitere schon finden. Der junge Schriftsteller machte sich wirklich auf den Weg dorthin, wußte jedoch nicht, an wen er sich wenden sollte, da er in diesem Orte keinen Bekannten hatte. Er bedauerte schon seine Reise, als ihn ein Mann nach der Ursache seines Kummers fragte, der in seinem Gesichte zu lesen war. Der Träumer erzählte ruhig seine Geschichte, und auch den Traum, worauf der Fremde entgegnete:

„Wenn ich allen thörichten Träumen folgen wollte, dann müßte ich nach Dortrecht reisen. Dort sollte ich einen Schatz heben, der unter einem wilden Rosenstrauche verborgen liegt."

Nun beschrieb er näher das Haus und den Garten, und Huysen erkannte zu seinem Erstaunen dieses beschriebene Haus als dasjenige, worin er wohnte. Ohne Aufenthalt kehrte der junge Schriftsteller nach Dortrecht zurück, grub im Garten unter dem bezeichneten Strauche nach und fand eine große Geldsumme in alten Münzen, die ihn in den Stand setzte, nachdem er sie umgewechselt hatte, seine Schulden zu bezahlen und ein neues, besseres Leben zu beginnen.

Student der Chemie.

Ich, als bemoostes Haupt,
Ad oculos behaupt':
Es ist fürwahr nicht wahr,
Daß Elemente nicht wandelbar:
„Was Silber in der Tasche,
Ward Gold in der Flasche;
Was Gold war im Glase,
Ward Kupfer an der Nase!"

— Todte Seelen. In dem Januar-Hefte des „Russ. Archivs" erzählt D. Schtscherbatschew eine heitere Anecdote über „Todte Seelen". Im Jahre 1847 war Schtsch. zum Adjutanten bei der Garde-Artillerie ernannt worden und war bei Uebernahme der Kanzlei nicht wenig verwundert, als eines Tages der Schreiber, der die Monatsrapporte abzufassen hatte, sich mit der Frage an den neuen Adjutanten wandte, wie viele von den Reserve-Verstorbenen er für den abgelaufenen Monat in die Liste der Todten aufnehmen solle. Schtsch. verstand gar nicht, um was es sich handle, und ließ sich vom Schreiber erst genauere Auskunft ertheilen, wobei er Folgendes erfuhr: Die Sterblichkeit unter dem Militär war einige Zeit so groß gewesen, daß die höhere Militärbehörde derselben ernste Aufmerksamkeit widmete, und bald darauf erschien der Befehl, daß, falls in einem einzelnen Truppentheile die Sterblichkeitsziffer im Monat höher als das jeweilige Datum sein sollte, den Abtheilungschefs ein Verweis zu ertheilen sei. Trotzdem nun die Sterblichkeit nicht in allen zwölf Monaten des Jahres die gleiche ist, so wurde behufs Vermeidung von Verweisen die Sterblichkeit nie höher als zu dem im Befehl angegebenen Maximalsatze verzeichnet, waren aber dennoch mehr Leute des betreffenden Truppentheils gestorben, so wurden die überzähligen Todten zur „Reserve" gezählt, wie der Schreiber sich ausdrückte, und dann nach und nach in anderen Monaten mit geringerer Sterblichkeit als Verstorbene nachgeschoben. Diese schlaue Einrichtung brachte zweierlei Vortheile; erstens vermieden die Chefs die ihnen drohenden Verweise, zweitens erwuchs den einzelnen Batterien materieller Gewinn daraus, indem die Reserve-Todten noch nicht aus den Listen gestrichen wurden und so fortfuhren, Sold und Menage zu beziehen. „Oefter," schließt Herr Schtsch. seine Erzählung, „kam es vor, daß diese unrichtigen Listen, die ich unterschreiben mußte, sich nicht nur von einem Monat in den anderen, sondern manchmal sogar von einem Jahr in das andere hinüberzogen."

— Der vereitelte Kälberdiebstahl. Folgendes Geschichtchen, das über einen köstlich vereitelten Kälberdiebstahl berichtet, macht in der Gegend von Dransfeld zur Zeit die Runde. In einem in dortiger Gegend befindlichen, an der Landstraße allein stehenden Gasthof logirte kürzlich eine mit einem Kameel und Bär umherziehende Zigeunerbande; den Bär, ein ziemlich bissiges Vieh, steckte man in weiser Vorsicht in eine große Futterkiste, die bis dahin ein Kalb, um welches bereits der Schlachter handelte, innegehabt und jetzt dieselbe verlassen mußte, um anderweit untergebracht zu werden. In der Nacht entstand nun auf dem Hofe, wo sich die Kiste mit dem Bären befand, ein furchtbarer Lärm; man hörte den Bär grüßlich brüllen und dazwischen einen Menschen angstvoll jammern. In aller Eile wurde Licht gemacht, man stürzte hinunter auf den Hof, wo sich augenscheinlich ein großes Unglück ereignet haben mußte, und kam gerade noch zur rechten Zeit, um aus dem offen stehenden Hofthor einen Mann in wilder Flucht herausrasen zu sehen. Das Räthsel war dadurch bald gelöst. Vermuthlich hatte ein Dieb die günstige Gelegenheit benutzen wollen, um das nur in leichtem Verschluß, nach seiner Ansicht noch auf dem Hof stehende Kalb zu stehlen, hatte die Kiste aufgebrochen, dadurch natürlich den darin liegenden Meister Petz aufgeweckt, der, über solche Störung wenig erbaut, den diebischen Kerl tüchtig anpackte, welcher nun seinerseits entsetzt über den Muth des „Kalbes" das oben erwähnte fürchterliche Gebrüll anhob. Man glaubt dem Dieb bereits auf der Spur zu sein; derselbe dürfte jedoch durch den ausgestandenen Schreck bereits genug bestraft sein.

— Das glaub' ich! Geschäftsinhaberin (junge Wittwe): „Ich habe nun Ihren ganzen Musterkoffer durchgesehen und meine Notizen gemacht — haben Sie sonst etwas anzubieten?" — Reisender: „Nur noch meine Hand, verehrte Frau!"

Eine mysteriöse Affaire.

Die belgische Presse beschäftigt sich seit Kurzem sehr eingehend mit einer sensationell zugespitzten Geschichte. Es handelt sich um eine in Deutschland angeblich unschuldig verhaftete Belgierin, deren Schicksal den zum Theil wenig deutschfreundlichen Brüsseler Blättern Anlaß gibt, die deutschen Polizeibehörden einer sehr scharfen Kritik zu unterziehen. In einer Zuschrift eines Brüsseler Correspondenten wird die belgische Lesart des in Rede stehenden Vorfalles folgendermaßen mitgetheilt:

„Eine Brüsseler Familie schloß mit einem umherziehenden Gaukler A. M. ein Abkommen, demgemäß sie ihm ihre junge Tochter Therese für mehrere Jahre anvertraute, damit dieselbe bei seinen Künstlervorstellungen behilflich sei und zugleich seine Kunstfertigkeit erlerne. Während zweier Jahre bereisten A. M. und seine Schülerin Belgien, Holland, Frankreich und Deutschland und erfreuten sich überall des besten Leumundes. Vergangenen November gaben sie in Elberfeld Taschenspieler- und Zaubervorstellungen, als plötzlich an einem frühen Morgen die Polizei in ihrer Wohnung erschien und das sechzehnjährige Mädchen, welches dabei weinte und wehklagte, unter der Beschuldigung der Prostitution in's Gefängniß abführte. Die Anklage soll lediglich auf einer anonymen Zuschrift gefußt haben. Herr A. M. bestand auf einer ärztlichen Untersuchung seines Zöglings, welche von drei Doctoren vorgenommen wurde, und die die vollständige Makellosigkeit der Verhafteten ergab. Demungeachtet soll die deutsche Polizei sich geweigert haben, die belgische Unterthanin, gegen welche nicht das Geringste vorlag, in Freiheit zu setzen. Hr. A. M. eilte nun nach Belgien zurück, um die Eltern des Mädchens, welches inzwischen bei einem protestantischen Prediger untergebracht worden war, von dem Vorfalle zu verständigen. Der Vater reklamirte sofort seine Tochter in einem Briefe, dessen Unterschrift der Bürgermeister, von Brüssel, Buls, beglaubigte. Diesen am 20. November vorigen Jahres abgesandten Brief beantwortete der Prediger dahin, daß das Mädchen katholischer Confession gewesen und deshalb in ein Kloster gebracht worden sei. Man möchte sich an das letztere wenden und den Fahrpreis bis Brüssel dem Briefe beifügen. Der Vorsteherin des Klosters wurden sofort 17 Francs 36 Centimes durch Postanweisung gesandt und in einem Briefe um Angabe des Zuges gebeten, mit welchem das Mädchen eintreffen würde. Dieses Schreiben, wie ein weiteres, eingeschriebenes, welches die geängstigten Eltern Ende December absandten, blieben ohne Antwort. Die Eltern haben sich jetzt an den König der Belgier gewandt, der ihnen mittheilte, er habe ihr Gesuch dem Auswärtigen Amte zur Veranlassung weiterer Schritte übermittelt. Mag auch diese Darstellung der Sachlage eine einseitige sein, so ist es doch jedenfalls zu bedauern, daß der Vorfall dazu dient, die in Belgien vorwiegende Abneigung gegen Deutschland und sein Polizeiregime zu verstärken. „Es wird sich sicherlich ein Deputirter der Linken finden," ruft die „Chronique" aus, „der das Ministerium darüber interpellirt, mit welchem Recht Deutschland es wagt, eine junge Belgierin ohne jeden Grund für mehrere Monate ihrer Freiheit zu berauben."

Der Tod beim Champagnerglase.

Das Leben ist doch kühner, als selbst die kühnste Dichterphantasie. Vor einigen Tagen wurde in Wien ein junger Mann zu Grabe getragen, ein Doktor der Philosophie, der an der Universität Vorträge über die Geheimnisse des Seelenlebens gehalten hatte, auf Grund welcher ihm eine glänzende Zukunft prognostizirt wurde. Dieselbe war ihm nicht beschieden; der Tod riß ihn vom Katheder. Vom Katheder? Nein. Vom Champagnerglase. Was der junge Lessing in einem seiner kecksten Jugendgedichte geschildert, das Pokuliren mit dem Sensenmann:

„Dieses Glas voll Rebensaft,
Tod, auf gute Brüderschaft!"

das hat Dr. P. noch effektvoller inscenirt, als es der Poet ausgemalt. Seit vielen Jahren an einem schweren inneren Leiden kränkelnd und dem Leben verloren, hatte sich Dr. P. mit dem Gedanken an ein plötzliches und nahes Ende befreundet und ließ sich von demselben die Freude am Leben an der Seite einer liebenden Frau und hübscher Kinderchen nicht trüben; er genoß die Stunde, weil die nächste ihm vielleicht den Genuß abschnitt. An einem der jüngsten Tage nun erkannte der Kranke an seinem Befinden und an den Mienen des Arztes, daß ihm die letzte Lebensstunde nicht mehr ferne sei.

Lächelnd bat er den Arzt, ihm sein junges Weib zu senden und selber durch ein Weilchen im Nebensalon in den neuesten Erscheinungen vom Büchertisch zu blättern. Die Frau kam und setzte sich an's Bett des kranken Gatten. Dieser lächelte ihr zu, zog sie zu sich hernieder und küßte sie auf Stirn und Wange. „Ich fühle mich so wohl," sagte er, „so wohl, daß ich Champagner trinken möchte. Aber mit Dir, mein Engel! Geh', kühle uns eine Flasche ein!" Das geschah. Der Kranke erhob sich halb im Bette, lehnte sich zärtlich an seine Frau und erzählte ihr Manches aus seinem Leben, was ihr noch unbekannt war; dann plauderte er lustig darüber, wie er sich ihr Leben und die Entwickelung der Kinder denke für den Fall, daß er plötzlich Marschordre bekommen sollte, was ja möglich sei — und nachdem er die Frau nochmals umarmt und geküßt, ergriff er den gefüllten Champagnerkelch, stieß mit ihr an, leerte das Glas auf einen Zug, warf es von sich, daß es in tausend Splitter zerbarst, und sank zurück, ein Lächeln auf den Lippen — als todter Mann. So fand ihn der rasch aus dem Nebengemache herbeigeeilte Arzt, dem in seiner langen Praxis ein so romantischer, ein so anakreontischer Aufputz der Sterbestunde noch nicht untergekommen war. Unlängst wurde Dr. P. unter großer Betheiligung aus den besten Kreisen der Gesellschaft zur letzten Ruhe gebracht.

Einen Ausflug nach dem Vulkan Kilanea

auf Hawaii schildert C. Anhage im „Hannov. Cour." Der Reisende war in 31stündiger Fahrt von Honolulu nach Havas gekommen, landete in Punalun, dem südlichen Ort der Insel und fuhr mit der Eisenbahn nach Pahala. Dort stiegen wir, so erzählt Anhage, in eine mit vier Maulthieren bespannte Kutsche, schnallten unsern Koffer auf, und los ging's 24 Meilen weit über einen entsetzlich holprigen Lavaweg nach dem Vulkan hinauf. Unterwegs ruhten wir uns einige Stunden im „Halbwegshause" aus, das für die Touristen erbaut und von einem Wirthe mit sehr gutem Essen versehen ist; das will viel sagen in einer solchen Einöde, 12 Meilen hinter der letzten menschlichen Wohnung! Anfangs ging der Weg durch traurige wüste Lavafelder; je näher wir aber dem Vulkan kamen, desto grüner und schöner wurde das Land. Wir fuhren durch eine herrliche üppige Vegetation, überall sproßten Farrenkräuter, wuchsen schöne eßbare Beeren, ragten Palmen und andere tropische Bäume. Je näher wir aber dem Vulkanhause kamen, desto dichter wurde der Rauch, der vom Kilanea aus die Gegend einhüllte. Oben auf dem Plateau quoll aus vielen tiefen Erdöffnungen heißer Dampf heraus, so daß uns, die wir nie so etwas gesehen, ziemlich unheimlich zu Muthe ward. An diesem Abend gingen wir noch nicht nach dem Vulkan, aber wir sahen den Feuerschein sehr deutlich und hatten die Nacht ein kleines Erdbeben. Da das Vulkanhaus 4500 Fuß über dem Meere liegt, so war es sehr kühl, und in einem großen Kamin brannte beständig Feuer. Nirgends aber habe ich unsere deutschen Blumen in solcher Farbenpracht und Vollkommenheit gesehen, wie in dem zu dem Hause gehörigen Garten, denn der ganze Boden ist warm von dem unterirdischen Feuer. Am folgenden Tage regnete es, trotzdem krochen wir an den Schwefelbänken umher, wo ein dicker, erstickender Schwefelqualm aus der Erde stieg, und besuchten einen alten, erloschenen Krater, den Kilanea Iki, der von 1000 Fuß tiefen Wänden eingeschlossen ist. Hinunterklettern konnten wir nicht, weil es zu steil war.

Am Nachmittag gingen wir, den größten Krater der Welt zu sehen. Wir war feierlich zu Muthe. Jeder hatte sein schlechtestes Zeug an und nahm einen langen Stock und eine Laterne mit. Zwei Flaschen echten Tokayers wurden nicht vergessen. Nachdem wir eine halbe Stunde immer bergab gewandert waren, kamen wir auf die riesigen Lavafelder, die den eigentlichen Krater umgeben. 3½ Meilen mußten wir über diese, oft durch bergtiefe, grundlose Spalten zerrissenen Massen wandern, und es dunkelte schon, als wir zu dem großen Feuersee kamen. Das ist ein Anblick, wie man ihn in der Welt nicht wieder hat, so großartig, so überwältigend, daß jedes Wort verstummt. Von hohen, nur an wenigen Stellen zugänglichen Felsen umgeben, liegt vor uns ein See, gegen 100 Fuß lang und 60 Fuß breit, aber kein Wasserspiegel, sondern kochende, unerträglich hellglühende Lava. Das Wunderbare ist, daß wir ganz nahe, auf dem Felsrand stehend, an dies Meer von kochender, zischender, funkensprühender, feuriger, donnernder Masse herantreten konnten; bei keinem anderen Vulkan der Erde ist dies möglich. Freilich zwang uns bald die wahrhaft erstickende Hitze und die blendende Gluth, uns ganz von dem Feuermeer abzuwenden und in die nun tiefschwarz gewordene Nacht zu starren, um unseren Augen eine Erholung zu schaffen. Im weiten Umkreis waren die schwarzen Felsen von dem glühendrothen Licht übergossen, während die weitere Ferne in undurchdringliches Dunkel gehüllt war. Das Ungeheure dieses brodelnden Feuerkessels macht einen erdrückenden Eindruck. So muß Dante's Hölle gewesen sein, und ich würde mich nicht gewundert haben, wenn in Flammenlettern uns die Worte entgegengeleuchtet hätten:

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate!

Auf der Seite, die dem Feuer zugekehrt war, wurden wir beinahe geröstet, und auf der andern Seite wehten uns die kalten Nachtwinde an, so daß uns der Wein gut that. Wir waren der Lava so nahe, daß der Führer mit einer Stange die kochende Masse heraus holte, sie auf den Boden warf, ein Geldstück mit dem Stock hineindrückte und sie dann kalt werden ließ. Solch ein Erinnerungsstück haben wir uns alle mitgenommen.

Gegen 10 Uhr verließen wir diesen wunderbaren Platz und traten unsern Rückweg an, einer genau in die Fußstapfen des anderen tretend, wobei man sehr vorsichtig sein mußte, daß man nicht in die Spalten und Löcher fiel. Ein Herr trat etwas abseits und fiel bis unter die Arme in ein tiefes Loch. An einer Stelle mußten wir 10 Minuten lang durch eine Region wandern, wo die Luft so voll von erstickenden Schwefeldämpfen war, die überall aus den Ritzen heiß hervorquollen, daß wir kaum athmen konnten. Wir mußten uns den Mund mit einem Taschentuch zuhalten, und doch that uns der Hals, die Lunge, Augen, Ohren, kurz Alles so weh, daß wir's kaum aushalten konnten. Die Wanderung in der finsteren Nacht über die 3½ Meilen langen Lavafelder machte uns todtmüde, und wir waren hocherfreut, als uns am Fuße des Berges, auf dem das Haus steht, Männer mit zwei Maulthieren erwarteten, auf denen wir glücklich nach Hause kamen. Es war zwischen 11 und 12 Uhr Nachts. Ein tüchtiges Mitternachtsessen stärkte unsere erschlafften Nerven. Sonnabend Morgen fuhren wir wieder ab, mit Sonnenuntergang waren wir wieder in Punalun und fuhren am Montag